

Blätter und alle behalten sich eingehende Besprechungen vor.

Wieder ein neues Geschick.

Das Washington Comtee sensationeller Nachrichten über die Gründung eines amerikanischen Reiches namens Jahson. Er soll ein Projekt von außerordentlicher Durchsichtskraft entworfen haben. Die Superiorität des neuen Weltreichs soll so allgemein sein, daß der Senat nach genauer Prüfung der Einzelheiten entscheiden hat, vorläufig alle die Schritte betreffend Verleihen und Beschäftigung aufzugeben, um das Geschick abzuwarten, denn selbst die ästhetische Schöpfungsgeschichte mußte ihm sein, so wie zu sein. Die Gründung wird natürlich streng geheim gehalten, aber es verlautet, daß sie, wie so manche andere, ganz zufällig gemacht wurde. Als nämlich einige offizielle Experimente mit Gaseigenschaften nach dem System von Carnot-Berenguer nach dem System von Carnot-Berenguer und abschließend die Ergebnisse abgelesen wurden, ermittelte man, daß die Eigenschaften einer nach der anderen harnlos ab, ohne die Eigenschaften zu verlieren, zur größten Verwirrung der Fabrikanten und Regierungsdirektoren. Nachdem sie sich empört hatten, versetzten einige Offiziere ein paar Granaten mit ungeschützter Schmelze, aber mit aufgesetzter weicher Metallplatte und erzielten das überraschende Resultat, daß die Geschosse mit viel geringerer Gewaltigkeit als gewöhnlich in die Granaten eingedrungen waren, allseitig die Granaten zerlegten. Der Unteroffizier scheint also darin zu bestehen, daß die Granate mit ungeschützter weicher Spitze im Grunde ist, zu greifen oder zu klopfen, anstatt am Panzer abzuspringen wie die Geschosse mit Spigen von ungeschützter großer Härtegrade, und das Geheimnis der Konstruktion dieses neuen Beschäftigungsmittels ist, soweit bekannt, eine Frage auf der Granatenspitze, die mit einer weichen Substanz gefüllt ist.

Es hat bereits überzeugende Erfolge mit der Anwendung erzielt worden, unter anderen durchschlag eine leuchtende Granate mit weicher Spitze, die mit rauchlosem Pulver bei einer Flugkraft von 2500 Fuß pro Sekunde versetzt worden war, eine vierzehnhundert Fuß lange Granate von Carter. Das gleiche Resultat wurde bei einer abschließenden Versuchsversuch erzielt. Es heißt, daß wenn selbst das granatenspezifische der amerikanischen Flotte diesem neuen Geschoss gegenüber nachteilig sein würden. Offiziell wird mitgeteilt, daß dem amerikanischen Kriegsminister nichts von der Sache bekannt sei, sondern daß es sich um ein bereits seit längerer Zeit in Gebrauch befindliches Modell handelt, dessen Verfassungsfähigkeit indessen nicht in der Praxis geprüften Witterungen bei weitem nicht erlitten. Demgegenüber behauptet das New York Journal, daß es keine Sache, die sich als ungeschützt zuverläßlich Quelle zugegangen sei, durchaus sicher ist. Das offizielle Dementi sei aus dem Wunsch der Verheimlichung der Sache geheim zu halten, zu erklären.

Die Santos.

Deeren und Briten bemühen sich, die Santos jetzt mit aller Fleißigkeit zu behandeln, denn sie sind ein entscheidendes, tapferes Volk und ihre Einseitigkeit in der selbstständigen Krieg führte noch bedeutende Folgen haben. Die Santos besitzen ein mildes, unregelmäßiges Land im Nordosten der Kapkolonie, dessen Flächeninhalt 10293 Quadratkilometer beträgt. Dieser gibt es genug, das Klima ist herrlich und der Boden von erstaunlicher Fruchtbarkeit. Die Einwohner verdienen großen Wohlstand durch ihren Viehzucht. Die Hauptstadt des Landes ist Valera. Diese zählt 600 Einwohner und 30 Europäer zu ihren Einwohnern. Den Europäern wird aber das Einkommen in das Land sehr erschwert, und die weiche Bevölkerung, die schon seit Jahren anwesend ist, verliert nur selten etwas von dem, was in der Welt verkehrt. Alles deutet darauf hin, daß das Land der Santos aus außerordentlich reich an Mineralien (vor allem an Kupfer und Erz) ist, auch Kupfer ist bereits dort gefunden worden. Die Santos haben keine große Be-

sichte. Man hat in Europa eigentlich erst von ihnen gehört, als Morel ihr Hauptling wurde. Morel, ein Mann von außerordentlicher Energie, lag mit den Nachbarnländern in behändiger Hand, und erwarb erst nach harten Kämpfen die Souveränität über sein Reich. Aber damit war auch noch kein Frieden geschlossen. Im Jahre 1869 wurde eine völlige Neuordnung der Dinge herbeigeführt, bei der die Santos auf die Hälfte ihres Landes verzichten mußten. zehn Jahre lang herrschte ein Frieden im Lande. Aber 1880 brachen die Unruhen wieder aus. In diesem Jahre machte die Republik den unglücklichen Versuch, die Santos völlig zu unterwerfen. Ein französischer Marschall, der das Menschenfick in Strömen ließ, und dem die Folge, Schließlich griff England ein und ernannte eine provisorische Regierung, die die Wünsche der Eingeborenen belobende Berücksichtigung sollte. Aber der Diktator Malappa, der große Autorität bei seinem Volk besaß, war damit nicht zufrieden und wies alle Vorschläge, die man ihm machte, mit dem Bemerkten zurück, daß er seine Unabhängigkeit zu behalten wünsche. Der König Malappa war ein großer, und man würde ihn nicht gewähren lassen. Ein Beamter wurde in das Land geschickt, und seit dem 13. März 1884 wird daselbst von England verwaltet. Die Geschichte der Santos ist damit zu Ende. Sie haben ihre natürliche Wildheit aufgegeben und den Missionaren dem Gehör geschickt. Friedlich sind sie geblieben. Sie haben moderne Waffen und Munition, auch das rauchlose Pulver kennen sie und verstehen es, damit umzugehen. Sie können ein Heer von mehreren tausend Mann ins Feld stellen, und ihre Hübe und Tapferkeit im Kriege haben die Europäer oft zur Bewunderung gezwungen. Die englische Zeitung bemerkt noch: Die Deeren haben die Santos nie als Nachbarn betrachtet, und Mr. Thompson, ein Mitglied des Parlamentes, erklärt, daß die große Autorität der Santos sich sofort für England erklären würde, wenn man sie aufzufordere, sich einer der kämpfenden Parteien anzuschließen.

Die Gesamtlänge der Eisenbahnen der Erde.

Im nach dem Reich für Eisenbahnen, seit 3. Juli im Jahre 1898 sind 752 500 Kilometer betragen gegen nur 792 800 Kilometer im Jahre 1897, so daß eine Steigerung von 2,5 Prozent zu verzeichnen ist. Von diesen Eisenbahnen kommen 270 000 Kilometer auf Europa und 387 000 auf Amerika, der Rest auf Asien, Afrika und Australien. Von den europäischen Eisenbahnen entfallen 49 600 Kilometer auf Deutschland, 35 100 Kilometer auf Österreich-Ungarn, 34 700 Kilometer auf Groß-Britannien und Irland, 41 700 Kilometer auf Frankreich, 42 800 Kilometer auf Rußland und 6900 Kilometer auf Belgien. In Deutschland kommen auf 100 Quadratkilometer 9,5 Kilometer Eisenbahn, auf 100 Quadratkilometer 10,9 Kilometer Eisenbahn, auf 1000 Einwohner 8,6 Kilometer, in Frankreich 7,9 Kilometer auf 100 Quadratkilometer und 10,9 Kilometer auf 1000 Einwohner, in Belgien 20,6 Kilometer Eisenbahn auf je 100 Quadratkilometer und 9,2 Kilometer Eisenbahn auf je 1000 Einwohner. Der kleine Staat Belgien zeigt die größte Dichtigkeit des Eisenbahnnetzes, während Schweden auf je 100 000 Einwohner 20 Kilometer Eisenbahn anweist und in dieser Beziehung allen anderen Staaten vorans ist. Sehr verdienstlich sind die Statistiken der Eisenbahnen in den einzelnen Ländern. So haben in Deutschland die Gesamtlängen des Eisenbahnnetzes 12 Milliarden Mark betragen, und jedes Kilometer hat im Durchschnitt 253 000 Mark gekostet. England hat auf seine Eisenbahnen nur 22 Milliarden Mark verwendet; das Kilometer hat hier aber 632 000 Mark gekostet. In Rußland, wo die Eisenbahnen 7 Milliarden Mark gekostet haben, hat das Kilometer Eisenbahn nur 192 000 Mark gekostet. In Nordamerika betragen hat das Gesamtanlagekapital der Eisenbahnen am 30. Juni 1898 und 45 Milliarden Mark ausgemacht, und soll das Kilometer nur 152 000

Mark gekostet haben. In Holland hat das Kilometer Eisenbahn 494 000 Mark Kosten verursacht, und in Belgien hat bei den Staatsbahnen 356 000 Mark aufgewendet, während ein Privatbahn, die große belgische Zentralbahn, nur 199 000 Mark für das Kilometer Eisenbahn ausgegeben hat. Man darf aus diesen verschiedenen Angaben schließen, daß die Eisenbahnen in den einzelnen Ländern einen sehr großen Unterschied mehr oder weniger große Betriebsfähigkeit der einzelnen Bahnen. Es ist bekannt, daß der kilometerische Verkehr auf weiten Strecken in England ein sehr viel größerer ist als bei uns in Deutschland. Um aber diesen großen Verkehr mit großer Betriebsfähigkeit aufrecht zu erhalten zu können, haben die englischen Bahnen die Ausbesserung, insbesondere aber auf den Unter- und Oberbau große Kosten aufwenden müssen. Dies zeigt sich in den hohen Kosten der Kilometerkosten der englischen Bahnen. Während die Durchschnittskosten der gesamten europäischen Eisenbahnen nach 290 000 Mark für das Kilometer ausgemacht haben, betragen dieselben in England 632 000 Mark für das Kilometer, wovon mehr als die Hälfte des Preises den Zuschlag in Deutschland bei den Kosten der Zugschienen noch nicht erreicht haben. Dienen Mitteilungen des Reichs für Eisenbahnen sind hinzugefügt werden, daß von den preussischen Staatsbahnen das Kilometer gekostet hat: 1854 und 140 300 Mark, 1866 und 200 000 Mark, 1880 und 294 000 Mark, 1882 und 312 000 Mark, 1886 und 276 000 Mark, 1890 und 259 000 Mark, 1898 und 257 000 Mark.

Der Nachkomme eines historischen Marres.

Ein Nachkomme des berühmten Hohenrathen, den Viktor Hugo in seinem Drama „Der König verurteilt“ verurteilt hat, gelebt vor kurzem in französischen Wäldern die in der Nähe von Lyons sich befindende Verablung seiner Mutter. Der Mann heißt Demasius Broutin, er ist Direktor eines wandernden Theaters. Er stammt, wie er den Reichsminister einer Pariser Zeitung nachhört, in direkter Linie von dem ritterlichen König Franz I. und der Tochter des Hohenrathen Triboulet ab. Unter seinen Vorfahren befindet sich außerdem der General Mouton Graf von Lobau. Seine Großmutter, die 10 Jahre alt geworden ist, war die Tochter eines berühmten Subjugs, XVII. der unter der Schreckenherlichkeit qualifizierte worden ist. Wie man sieht — eine in jeder Hinsicht interessante Familie! In Romain Mouton, dem legitimen Abkömmling so vieler illegitimen Verbindungen, setzte sich die Krone des Königs der Narren und des närrischen unter den Königen (Bubmig XI.) fort. Das Theater besaß etwa 60 Jahre alt Schauspieltheater ist eine von vier Schwestern des berühmten Broutin. Romain Mouton hat in seinem etwas kümmerlich verlaufenen Leben höchstes Glück und tiefstes Leid kennen gelernt. Er wühlte im Golde und hat dann bittere Not gelitten. Er war nacheinander Schauspieler, Schauspieler und Photograph. Gegenwärtig mußte er sich in den Vereinigten Staaten, wo sein Großvater mit dem berühmten Namen gearbeitet hatte. Ein feiner, fruchtbarer Purist ließ sich Romain Mouton von dem großen Mondin, der eigentlich Gravellet hieß und aus Chateauroux stammte, aber den Niagarafall trug. Mit einer Zirkustruppe kam er nach Frankreich. Seine Erparnisse gestatteten ihm, selbst einen Zirkus zu gründen. Das war ein Unglück, der Zirkus brante einmal ab, gewirkt wurde er von einem Unsternfall gestört; ein anderes Mal raffte Frankreich 60 Zirkusbesitzer hin. Dann kam der Krieg und mit ihm der endgültige Ruin von Romain Moutons. In jedem Halbjahr mußte er ein wertvolles Pferd verkaufen, um nicht zu verhungern. Er wanderte nach Berlin und verwandelte dort den Zirkus in ein Theater. Die Zirkusbesitzer, die sich in Paris befanden, das sogenannte „große Repertoire“, d. h. das klassische von Stoffen der französischen Bühnenliteratur; jeder wird alles in einem eigenartigen „Manege-Stil“ herunterge-

spielt. Romain Mouton ist der erste Komiker seines Theaters. Von Viktor Hugo hat er nichts gehört, und sein Dramen sind nicht anerkannt. In welchem Heim könnte eine so wichtige Rolle spielen, daß er nie gelesen, denn er kann überhaupt nicht lesen. Da er ein sehr gutes Gedächtnis hat, läßt er sich seine Rollen einfach vorlesen und weiß z. B. nach fünfmaligen Vorlesen eine Rolle von 800 Seiten auswendig. Von seinem Bruder Franz I. hat er den Namen bekommen eines großen Dichters und hochachtbarer Märsen geübt. Es ist aber nicht zu demorden, daß er sich selbst einen Anhänger der royalistischen Partei nennt.

Die Plage der Stachelbeerfrüchtler.

liegt bei uns stellenweise noch sehr im Ansehn. Man hat sich daran gewöhnt, die Stachelbeeren zum kochen, „miten Obst“ zu rechnen und dementsprechend die Stachelbeere sehr zu überlassen. Die Klagen über Mangel an mit beratigen Früchten darum nicht wunder nehmen. Die beste Methode, ertragreiche Stachelbeeren zu erzielen, besteht darin, daß man durch die Wälder der unteren Berggipfeln bis zu einem Tal über dem Erdboden ein Stachelbeeren zu erzielen sucht und erst in dieser Höhe die Stachelbeeren beginnt. Von den Stachelbeeren des Stachelbeeren gilt daselbst, was in Bezug auf Sicht und Luft von den Stachelbeeren der übrigen Höhenlagen verlangt wird; auch hier müssen also Schere und Messer fleißig gehandhabt werden. Im Frühjahr frage man die ausgetriebenen Blüten um ein Viertel bis ein Drittel. Bei starkem Sommertrieb ist die Stachelbeere Ende Juli oder Anfang August (natürlich im richtigen Verhältnis) zu mischereln. Sind die Stachelbeeren hart mit Früchten behangen, so nehme man einige Stunden vor der Reife bis zu einem Drittel die Früchte ab, die sich gut zum kochen verwenden lassen. Man hat dann die Gewißheit, daß der Rest der Früchte in besserer Qualität zu voller Reife gelangt. Um geeignete Düngungen empfehlen sich alljährlich oder doch mindestens alle zwei Jahre wiederkehrende Gaben entweder von gut durcheffter Kompost oder von Rouberte oder Ummisch. Alle drei oder vier Jahre sollte man etwas Mist, mit Kompost gemischt, geben. Wegen die Mangel an den Stachelbeerenfrüchten ist das Bekämpfen mit fleißigem trockenen Demasius und das Bekämpfen mit starkem Stachelbeeren empfohlen. Sind die Mangel schon zahlreich vorhanden, dann ist das Bekämpfen der Stachelbeeren in einer untergeordneten Schicht oder auf ein ausgebreitetes Tuch anzuraten, weil man die Schädlinge dann direkt töten kann. Nach Bekämpfen der Stachelbeeren mit Tabakstaub oder Bekämpfen mit Tabakstaub, welches aus einem Misch von Tabak oder Brennmaterial hergestellt wird, ist sehr wirksam. Die Bekämpfung muß sofort nach dem Ausbreiten des Schädlings vorgenommen werden, weil es sonst bald zu spät wird.

Geistes Alerte.

Schulente für Ausrichtung gesucht. In die Schulmannschaft in München erging die Aufforderung, sich als Schulente nach Kirschhof zu melden. Beibehaltung ist, daß der Bewerber vollkommen gesund, gut geeignet und leichtig; die Beibehaltung beträgt 3200 Mark für das Jahr und freie Gine und Mitharbeit. Der in der Reichs-Schulmannschaft überlebende muß sich auf mindestens drei Jahre verpflichten. Die Kirschhofen hat in den Andorfenstädten ein neues Verbot auf den Markt gebracht, das bedeutet ist, daß seiner vorzüglichen Eigenschaften, eine weite Verbreitung zu finden; es sind dies aus Gelingen hergestellte Artikel, die ein sehr reichliches Feuerungsmaterial geben, leicht brennen und eine große Leistung bringen. Die Holzstücke wiegen pro Stück etwa dreihundert Gramm, der Zentner wird mit 1,30 Mark gehandelt.

Wichtige Bekämpfung. N. „Aun,“

war deine Frau noch nicht? — W. (seufzend): „Ob die munter war...“

„Aun Marm, James Clifford sagt Ihnen und Ihrem braven Vater seinen herzlichsten Dank, er wird niemals vergessen, wer seine Lebensretter sind.“

Der junge Mann hatte seine beiden Hände die rechte dem alten Fischer, die linke Hand dessen schönen Tochter entgegengehalten. Er schloß sie beide ergreifend, — er schloß den festen Druck der erstarrten Faust des Mann, gleichsam als einzige Antwort auf seinen Dank — er schloß aber auch das schickere Hineinlegen der kleinen Mädchenhand in die seine, er schloß auch den Gegenrunder dieser Hand, die sich dann rief seinen entzog. —

„Gut Nacht — Genn —“ sagte er mit ruhiger Stimme.

„Gut Nacht — gute Nacht —“ sagte der Fischer. — „gute Nacht jungen Herr, möge Ihre unter meinem armeneligen Dach zu ruhen träumen, wie ich es seit fünfzig Jahren gethan habe.“

Wohl unglückliches großes Glück lag in diesen wenigen Worten des schlichten Alten ausgedrückt.

Dem jungen Mann wurde jetzt von Gilbert seine Neuschick angeblen. — Demnächst sollte das Feuer, indem sie mit ringsum auf dem Herz gehäufte Äste die Flamme erstikte und die glimmenden Kohlen bedeckte.

Dann wurde es bald still in der Fischerhütte, Vater und Tochter legten sich nieder, in dem großen Bewußtsein, eine gute Nacht vollbracht zu haben, — der neben ihnen Schlammende verdrante ihnen die Rettung seines Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

seht ist, du machst dich auf nach Anonshire und kennst dich den Soutie. Unsere Güte ist deine Wohnung für den jungen Herrn. Der Sturm hat ausgerast, daß einen geschlossenen Wagen mitkommen, der den Herrn warm und wohlhalten ins Schloss führt.

„Da Herr,“ wandte er sich an diesen, „trinkt mit einem guten Schick Num, der wird Euch wohlthun, und wenn Ihr's vermagst und Euch das Zeug nicht gar zu hart drückt, so könnt Ihr mir's Sungen Sonntag's Jung anlegen, der ist trocken und warm; Eure nassen Füße müssen jetzt noch sehr kühlen.“

Der junge Oberst schenkte sich aus der Aufmerksamkeit ein schickiges Glas voll, das in einem Zug leer, fragte seinen Bedienten fest und zog den Beweiser bis auf den Hals herunter, dann ging er, ohne ein Wort weiter zu sagen, fort, während Genn sich in ihre kleine Schlafkammer zurückzog, den alten Gilbert vor der Hand mit dem dornigen, jungen Herrn allein ließ.

„Nun, gute Nacht, diese armen Annonshirer des Meeresstrandes.“

William hatte einen langen Weg aber weite Fern; fast zwei Stunden mußte er gehen, bevor er nach Anonshire gelangte. Gefahrlich war der einsamen Wanderer war aber nicht vorüber. Die Ebbe war bereits eingetreten, mit der Hande, die wie oft plötzlich hereinbrechenden Wellen schürften, der Delfin gedönsen, der Wind begann sich zu wanken, die Wellen dröhnten über höhere zu tanzen, durchgehenden, sich über den See zu strecken; hier und da geräuschten sie auch und die Nord-

schiffel war ihr Selbstbild durch die Wälder der Wolfenmannern.

Eine Stunde später lag der Gerettete aus dem Sautebade Anonshire in einem alten Felsbühn, den John Gilbert dem nahe angefaßten und hell prächtigen Verdorben nahe gebracht hatte.

Der junge, seine Herr nahm sich ein wenig festlich in dem Haus des Williams aus, aber die todene Kleidung behagte ihm vortheilhaft, und abgesehen von einer merkwürdigen Schmäde und Stelle in alten Silber, fühlte er sich vollkommen wohl.

„Ich stelle dem alten Fischer die Einzelheiten über dich fragst du mich, und John Gilbert erzählt, daß die Verunglückten, deren Leichen im Bootsaus des Fischerbootes geborgen waren, zum Dienstposten des Souties gehört hat. Der junge Mann selbst befand sich nur zum Glück auf Anonshire.“

Die Art und Weise seines Erzählens, der harte Schmerz, der sich in seinen Worten aber auch die Liebe zu ihm bemerkbar machte, sprach, mußten die Zuhörer fesseln.

Genn war wieder zurückgekehrt; je nach ihren früheren Platz am Fenster ein und blickte, während der fremde, seine Herr erzählte, schweigend hinaus, und hinauf nach dem Himmel, wo die zerstreuten Wolken jetzt ihm und her wogten. Kein Wort, das der Erzähler sprach, ging ihm durch den Kopf, obwohl Gilbert wieder, was er bedauerte, daß, weil nicht den einsamen Stein betrachtend, der jetzt eben aus einer tiefen Stelle am Horizont ihr entgegenblitzte.

Der junge Mann hatte mit dem Erzählten Angst inne gehalten; er sah so, daß sein Auge das Fischerinnere betrachtete konnte, und während Genn unermüdet hinausblitzte, hatte er mehrmals einen prächtigen Blick auf ihre schlafende Gestalt geworfen.

John Gilbert unterbrach das Schmeigeln.

„Herr,“ sagte der Alte, „der William wird kaum vor Tagesanbruch wieder hier sein, Ihr solltet Euch einige Stunden auf meines Sohnes Bett zum Schlafen legen, — alles Klagen um Tote hat noch nie einem das Leben wieder gegeben, aber Euch that Ruhe nötig und ich rate Euch, Schlaf und Erholung zu suchen.“

„Ich habe Euch für Eure Gastfreundschaft,“ erwiderte der Fremde, „und ich glaube Euch zu thun, wenn ich Guren Mit folge.“ Dann erhob er sich nicht ohne Mühe — aber plötzlich fragte er den Alten:

„Ist das schöne Kind Eure Tochter? —“

„Meine Tochter,“ antwortete Gilbert. — „Die Antwort war kurz und in trauerlicher Weise gegeben. Das Kind Mann trat dem Mädchen, das nicht einmal bei Kopf gewandt hatte, näher; er stand dicht vor ihr.“

„Ich habe Ihnen noch nicht einmal meinen Dank ausgesprochen,“ wandte er sich an Genn, „gestatten Sie mir, daß ich es hiermit nachhole. Aber wie heißen Sie denn?“ fragte er, als sie ihm jetzt voll im Auge blitzte.

„Genn ist mein Name —“ antwortete sie mit leiser Stimme.

Eine gewisse Verlegenheit spiegelte sich in des Fremden Gesicht, aber so treuherzig klangen die Worte:

Sonntagsblatt.

Wöchentlich erscheinende
Illustrirte
belletristische
Unterhaltungs-
Beilage.

Maienzeit.

o Maienzeit, du holde,
Wenn rings die Felder blüh'n,
Bedeckt von deinem Golde,
Bedeckt von deinem Grün!

Von deinem Hauch getragen
Und deinem sanften Licht,
Wird wie in Jugendlagen
Die Welt mir zum Gedicht.

Und leise lebt's im Innern,
Das nun sich mächtig dehnt
Als wär' es ein Erinnern,
An das, was ich ersehnt —

An das, was mich besesselt,
Da noch die Schwüngen leicht;
An das, was ich verfehlt,
Und das, was ich erreicht.

J. Rodenberg.

Fürchte Rene.

Roman von E. Wisch-Westerdorf.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Auch heute war der kleine Kreis bei Frau von Lintig versammelt. Nur wenige Tage gedachte sie und Edith noch in Berlin zu bleiben, dann hieß es, sich trennen auf einige Zeit, da die Damen wieder die Absicht hatten, nach Wiesbaden zu gehen.

„Möschchen, singe uns ein Lied,“ bat Edith.

„Darf ich dich nicht darum bitten, Tante Edith?“

„Später, Liebling, aber jetzt zeige uns einmal deine Kunst; und wie wäre es dann noch mit einer Violin-Sonate?“ —

Rose erhob sich. „Was soll ich singen?“

„Immer das Beste zuerst, Rose!“ — antwortete Frau v. Lintig launig. „Ulrich wird dich begleiten.“

„So darf ich mir gestatten, Fräulein Rose, Sie ins Nebenzimmer zu begleiten?“

An dem Flügel nahm Ulrich Platz, leise schlugen seine Hände einige Akkorde an. — Rose blätterte in einem Notenheft.

„Papachen!“ — „Was giebt's denn, mein Herzblatt?“ — „Ja, ich werde versuchen, mein Bestes zu geben, aber du mußt nun auch nicht mit dem Ohr des Kritikers meinem Gesang lauschen — sondern nur deine Rose hören, welche du lieb hast.“

„Gewiß, seit wann fürchtest du denn deinen Vater?“

„Fräulein Rose, würden Sie die letzte Bitte nicht auch an mich richten? — Sie würde mich sehr glücklich machen!“

Rose erglühete bei seiner Frage, mit zitternden Händen durchblätterte sie das Notenheft, ohne aufzusehen.

„Rose!“ klang es leise bittend zu ihr herüber. — „Schüchtern und leise, aber doch ein wenig schelmisch kam

es über ihre Lippen: „Hier bin ich; was soll ich denn?“ — „Mir deine Hand reichen und mir sagen, daß sie mein ist, daß ich sie behalten darf.“

Sie reichte ihm ihre Hand. Er zog sie an seine Lippen und erhob sich. „Rose, sprich; hast du mich lieb?“

Nun aber konnte Rose sich nicht mehr länger halten, mit glücklichem Lächeln flog sie an seine Brust: „Ja, ja, Ulrich; ich bin dein!“ — Sunig küßte Ulrich ihre unschuldigen reinen Lippen.

„Willst du noch singen, meine Rose?“

„Ja, und dann gehen wir zu den Eltern.“

Mit gemeinlieblicher Stimme sang sie nun, von Ulrich begleitet, jenes Lied von Sullivan,

dessen Melodie ebenso wie die Worte, das Glück und die Sehnsucht eines Liebenden Herzens wieder spiegelt:

Leif tritt der Mond am Himmel schon hervor,
Ich lehne wieder hier am Garten-
thor.

D, laßt mich träumen noch einmal.
Vom Thurne dort tönt laut der
Glocken Schlag

Und ruft uns zu: „Wie süchtig ist
der Tag?“

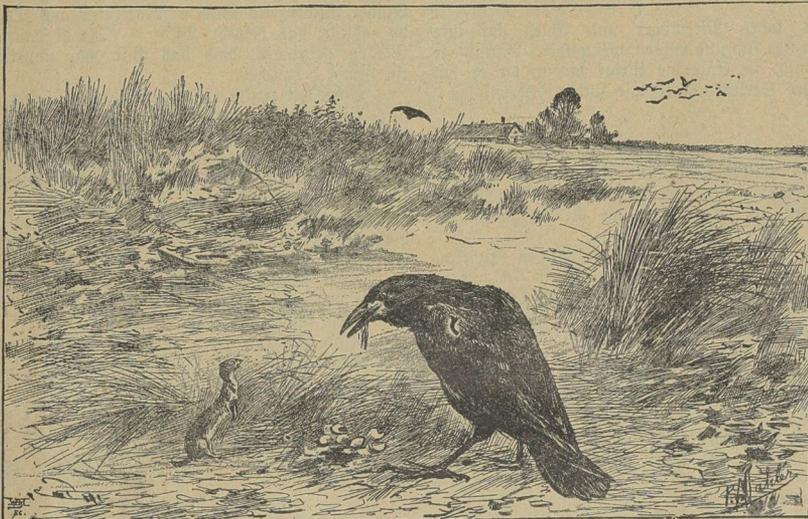
Doch unbeachtet bleibt von uns die
Zeit,
Gehört der Liebe doch die Ewigkeit.

Die Abendglocken läuten ein die Nacht
Und Stern um Stern am Firmament
erwacht.

Und er, liebflüsternd steht er mir zur
Seite da,

Und ich, halb zweifelnd, sage leise „ja“:
Ist es ein Traum, dann ist Erwachen
Dual,

Hand in Hand kehrten sie zur Gesellschaft zurück. Ihr Antlitz verriet nur zu deutlich, daß die Liebe in ihren jungen Herzen Einzug gefeiert. Ehe Ulrich noch zu Wort kam, hatte Rose schon ihren Vater umschlungen und unter Weinen und



Zwei Gauer. (Text s. S. 168.)

Nummer 20.

: Jahrgang 1900.



Sachen zugleich, flüsterte sie ihm zu: „Er liebt mich ja auch, Papa. Kannst du mir mein Glück nachfühlen?“

Beiseiden, doch selbst in seiner Beiseidenheit stolz, trat Ulrich zu Rosas Vater: „Darf ich mir von Ihnen mein Glück erbitten, Herr v. Mervinger? Wollen Sie mir Rose anvertrauen?“

Mervinger erhob sich, streckte Ulrich seine Hand entgegen und führte ihm Rose zu: „Dürfte ich Euch wohl trennen? Werdet glücklich! Behüte und schütze sie, mein Sohn, wie ich es bisher gethan; das ist mein einziger Wunsch.“

„Dessen ich stets eingedenk sein werde!“

„Mutter!“

„Ulrich! O, möchte Euer Glück Euch erhalten bleiben!“

„Mutthen, mein Mutthen, willst du mich denn auch haben? genüge ich dir und deinem Ulrich?“

„Du, mein Liebling, der Sonnenschein meiner früheren trübten Stunden!“

Frau von Vintig stand neben Rosas Vater, ihm Glück wünschend; Thränen der Rührung rollten ihr über die Wangen. „Daß meine alten Augen noch soviel Glück schauen dürfen!“ Es gab ein Fragen und Antworten, ein Glückwünschen ohne Ende. Rose wußte nicht, wen sie zuerst umarmen sollte in ihrem Jubel.

„Wann wirst du denn deine Färtlichkeit nun an die richtige Adresse kommen lassen, mein Lieb?“ mahnte Ulrich liebevoll, als Rose auch der großen Dogge ihr Glück in Worten pries und dem Tier wieder und wieder über den Kopf strich und es liebte. „Gitar muß es doch auch wissen, wie glücklich ich bin und welch' gestrengen Herrn wir nun bekommen.“

„Warte nur, du Schelm. Ist denn nun endlich dein Frohsinn zurückgekehrt?“

„Sollte er nicht, nun ich dich habe?“

„Warum warst du denn oft so scheu, so ernst, daß ich glauben mußte, du liebtest mich nicht, meine Rose?“

„O, Ullly, frage doch nicht. Ist es dir denn nicht Antwort genug, daß ich nun wieder froh bin, seit ich weiß, daß du mich liebst?“

Frohen Blickes sahen Mervinger und Edith auf ihre Kinder; ihre Blicke trafen sich und ruhten ineinander. Mervinger reichte Edith die Hand, sie legte die ihrige hinein, die er fest umschloß. Durch ihre Seelen zog es wie stiller Frieden!

Ulrich hatte einen längeren Urlaub genommen, um die Angelegenheiten seines Vaters zu ordnen. Er ließ eine größere Anzahl Zimmer vollständig neu einrichten, damit seine Mutter nicht bei jedem Stück der Einrichtung an die Vergangenheit erinnert wurde.

Ediths Zimmer, welches so lange verschlossen gewesen, hatte er nicht verändert, nur das Piano, welches in der langen Zeit, wo es unberührt gestanden, seinen Klang eingebüßt hatte, war durch einen herrlichen Flügel ersetzt.

Maler und Tapezierer arbeiteten sieberhaft, um alles schnellstens zu vollenden; denn schon in wenigen Tagen sollten die Eltern und seine Braut auf Erbhofen eintreffen.

Ulrich malte sich eben die Überraschung aus, welche er für Rose vorbereitete. Ihr Zimmer, welches sie während der Tage ihres Aufenthalts auf Erbhofen schon bewohnen sollte, war so entzückend eingerichtet, wie es eben nur die innigste Liebe erfinden kann.

„Ich liebe den Rokoko-Stil,“ hatte sie einmal geäußert; „er kommt mir ebenso lustig vor, wie ich bin.“ Und so hatte Ulrich das Zimmer ganz in hellblau und Gold anstrahlen lassen.

Sobald betrachtete er den Schreibtisch mit seinen zierlichen Schreibgeräten darauf, als ihm etwas einfiel:

Wo mochte wohl das Bild seiner Mutter hingekommen sein, dessen er sich erinnerte, es als Knabe in der Hand gehalten zu haben? — Er sann nach und schritt dann schnellen Schrittes in den Garten. — „Peters, komm einmal her!“

Peters, welcher im Garten arbeitete, lief so schnell ihn seine alten Füße tragen wollten. „De Herr Leutnant befehlen?“

„Sag einmal, Peters, entkommst du dich wohl noch eines Bildes, welches ich dir einmal als Kind zeigte, um dich zu fragen, wen es darstellte?“

Peters traute sich hinter dem Ohr: „Wenn de Herr Leutnant meinen dhun . . . id meen, as de selige Herr so böß wurde; as he just na Hus küm . . .“

„Ja, Peters, weißt du wo sich jenes Bild befindet?“

„Ni dächt . . . ja, die Kiste muß op em böbersten Böben*) we'n.“ Peters sprach jetzt nämlich neuerdings hochdeutsch, weil die Herrschaften aus der Stadt doch ganz gewiß sonst kein Wort verstehen würden. Aber meistens blieb es beim guten Willen und der Alte versiel wieder in seine gewohnte Sprechweise. — Ulrich mußte lächeln über die Anstrengungen, welche er machte, „en beten finer to war'n**),“ wie Peters sich ausgedrückt hatte.

Ulrich händigte ihm einen Schlüssel ein. „Hier, Peters, ist der Schlüssel. Ich selbst war schon oben, konnte die kleine Kiste jedoch nicht finden.“

„Se steht dor ganz achter; id will ehr woll finden; und das Bild von . . .“

„Das Bild meiner Mutter, hoffentlich befindet es sich wieder darin, bringst du mir herunter. Ich hatte es doch damals herausgenommen und, da mein Vater nicht zu Hause war, zeigte ich es dir. Du sagtest mir dann, daß es das Bild meiner Mutter sei. Mein seliger Vater wurde doch noch so sehr böße . . .“

„Ja, dat Bild von der seligen Frau Mama.“

„So sagtest du damals, Peters. Nun jedoch erwarte ich mit meiner Braut auch sie.“

Peters startete Ulrich an, als wenn er ihm den offenen Himmel gezeigt hätte.

„Ach Gott, ach — de gnädige Froo Mutter. Min Jung, min Lütt' Jung!“ Er erfaßte Ulrichs Hand; die Thränen traten dem alten Mann in die Augen, die Freude hatte ihn übermannt. „Nix för ungut, Herr Leutnant. Ach, nee disse Freude; unse gnädige Froo kömmt. Nu aber man to, Peters, von snacken und snennen ward nix t'recht!“ sagte er zu sich selbst, nahm den Bodenschlüssel und ging nun eilig davon.

Oben angekommen konnte er sich jedoch noch nicht beruhigen. Während er zwischen altem Gerümpel, Kisten und Kästen herumstieg, murrten seine Lippen immer wieder: „Nee, dat Glück, dat Glück; unse gnädige Froo!“

Endlich hatte er die Kiste gefunden. Er hob den Deckel, eine dicke Staubwolke wirbelte auf. Er fing an zu suchen — Bücher, nichts als Bücher förderte er ans Tageslicht — doch, da endlich; das gesuchte Bild! — Der Rahmen war an einigen Stellen gebrochen, doch das Bild war unversehrt, wenn auch ein wenig verblüht.

Befriedigt packte Peters die Bücher wieder in die Kiste und stieg mit seinem Funde herab. Ulrich kam ihm schon entgegen.

„Du hast es gefunden?“

„Ja, Herr Leutnant.“ Peters wischte in aller Eile mit seinem Säckenärmel den Staub von dem Glase und reichte es Ulrich.

Dieser betrachtete es lange. Es stellte Edith in einem hochgeschlossenen weißen Kleide dar. — Es war ein Geschenk, welches sie Vermung als junge Braut gemacht.

„Büßt so sah de Froo Mama ut, as junge Froo,“ wagte Peters beiseiden zu sagen.

„Wie schön, wie einzig lieb — —“

„Und wie gut, Herr, ach wie gut!“ Peters entfernte sich nun wieder um an seine Arbeit zu gehen. Er sah auf die Uhr. Noch drei Stunden, bis er seiner Stine die überraschende Neuigkeit mitteilen konnte.

Er arbeitete fleißig und endlich schlug die Feierabendstunde, wo er nach Hause eilen konnte.

„Stine, Stine!“ rief er ins Haus. Seine Frau kam angelaufen.

„Aber, wat is der denn los, Jakob?“

„Set di, Stine, un lat di vertellen. Unse gnädige Froo kümmt.“

„Peters, du büßt 'er dörch her. Du meenst de Brut von unsen jungen Herrn.“

„Ach nee; de Freude, unse gode gnädige Froo, dem Herrn Ulrich sin Mutter.“

„Peters, segg' mol — —“

„Nee, Stine, id bew gewiß nix drunken. De Herr Leutnant hatt er mi eben süßst seggt, dat de Froo Mutter kommen dhä. — Nu steh' doch nich, as wörst do mit 'en Dummbüdel 'klopp, Stine, freu' di doch!“

*) Obersten Böden; **) seiner zu werden.

„Segg', Peters; unse gnädige Froo kommt webber; unse gnädige Froo?“

„Unse gnädige Froo; ja, Stine.“

„Und bleib' hier?“

„Weet ic nich. Wat ehr doch man erst 'mal hier wen.“

„Ach, nee doch. Wat mot s'ick unse junge Herr freuen! Ja, unser Herrgott verläßt die Seinen nicht, sög de Herr Pastor en Sündag in de Kerke. — Ach, se wör jo jümmer to good.“

„Un so fründlich, just es unse junge Herr is.“

„Dat is wahr. Wat hett se an uns allens dhan. Wat wör wohl sonst ut uns worden. Nee, disse Freude!“ Die Frau wischte sich mit ihrer Schürze die Thränen von den runzligen Wangen.

* * *

Den kleinen glücklichen Kreis hatte ein großer Verlust betroffen. Frau von Untig, welche sich schon im Frühjahr eine schwere Erkältung zugezogen hatte, begann zu fränkeln und die Kräfte der noch verhältnismäßig sehr rüstigen alten Dame hatten schnell abgenommen.

Nun war sie vor ein paar Wochen in Ediths Armen sanft entschlummert, aufrichtig beweint und betrauert von den Zurückgebliebenen.

Ein mattes, aber glückliches Lächeln hatte noch in der letzten Stunde das Antlitz der Sterbenden verklärt, als sie zu Edith, welcher die verhaltenen Thränen doch gegen ihren Willen in die Augen traten, tröstend sprach:

„Einmal mußten wir uns doch trennen, meine Edith, und das Scheiden wird mir erleichtert, nun ich dich glücklich weiß. Du hast die Kinder; die Kinder in ihrem Glück, welches auch das deine ist — und Arthur. Er wird dich nicht mehr verlassen; — ich weiß es. Möchte Euer Glück ein vollkommenes sein. Meine nicht, Kind — erschwere mir den Abschied nicht. Ich weiß ja, daß du meiner stets und gern gedenken wirst.“

„Gedenken, immer; wie einer Mutter, Tante Hannal!“

* * *

Nun waren Rose, ihr Vater sowie Edith auf Erzhofen eingetroffen. Goldener Sonnenschein lag ausgebreitet über

Wald und Flur, Baum und Strauch prangten in farbenreichem Herbstschmud.

Roses Bewunderung und Entzücken fand keine Grenzen; übergroß war ihre Freude über ihr Zimmer und Ediths Bild, welches auch in schönem Rokoko-Rahmen auf ihrem Schreibtische stand.

„Hier ist's tausendmal schöner als in Berlin, Papa,“ hatte sie schon in der ersten Stunde zu ihrem Vater geäußert.

Sie mußte alles sehen. Erst das ganze Haus mit seinen endlos vielen Zimmern, dann alle Scheunen und Ställe. — Soeben trat sie mit Ulrich zusammen in Ediths Zimmer etc., wo die letztere und ihr Vater schon mit dem Kaffee auf sie warteten. —

„Denke doch nur, Papa, welch' entzückend schönes Pferd mir Ullh geschenkt hat. Ihr müßt es sehen! Es war gleich so zutraulich, wieherte leise als Ulrich es rief und ließ sich von mir mit großem Behagen lieblosen. — Ach, es ist einzig schön hier, Muttehen, nicht? Sieh' nur, wie nahe wir dann zusammenwohnen; wir können stets miteinander sprechen, wenn du in deinem Zimmer und ich in dem meinigen bin. Du kommst doch auch wirklich ganz zu uns, Muttehen? Im Winter wohnst du bei uns in Berlin und den Sommer verbringen wir hier. So wirb's gemacht. Du lächelst und siehst Papa an?“

„Ja, mein Töchterchen, wo bleibt denn dein Papa? Der sollte nun wohl ganz allein in seinem Hause sitzen und kein Mensch wird sich um ihn kümmern? Du kleine Egoistin! — Aber dieses Mal sollst du dich gründlich verrechnet haben. Dein Ulrich genügt schon allein, um dich zu verzeihen; wenigstens ist er auf dem besten Wege dazu. Und Tante Edith wirst du nun nicht auch noch für dich allein bekommen. Sie hat versprochen, daß ich sie zu Weihnachten zu uns holen darf, um immer bei mir zu bleiben. Bis dahin gedenkt sie Erzhofen nicht zu verlassen. — Dann darf ich kommen, meine Edith?“

„Komme! Dann folge ich dir gern!“

Sie reichte Werdinger ihre Hand, die andere nahm Ulrich und drückte seine Lippen darauf. Röschen umarmte und küßte Edith. —

„Mein Muttehen! Nun erst mein wirkliches Mamachen! O, wie ich mich freue!“

Onkel Julius.

Von Guy de Maupassant. Uebersetzt von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Nachdruck verboten.)

Ein weißbärtiger alter Mann hat uns um ein Almosen. Mein Freund Josef Davranche gab ihm ein Fünfsrankensück. Ich war erstaunt darüber, und er sagte:

— Der arme Kerl erinnert mich immer an eine Geschichte, die mir passiert ist und mich nicht wieder losläßt.

Meine Familie, die aus Havre stammt, war nicht vermögend. Man brachte sich gerade so durch. Der Vater arbeitete, kam spät vom Bureau nach Hause und verdiente nicht viel. Ich hatte zwei Schwestern.

Meine Mutter litt sehr unter unseren kümmerlichen Verhältnissen und hatte oft für ihren Mann bittere Worte und versteckte Vorwürfe. Dann antwortete der arme Mann mit einer Handbewegung, die mir immer sehr weh that: er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen Schweißtropfen fortwischen, der garnicht da war und sagte keine Silbe. Ich fühlte seinen ohnmächtigen Schmerz. Man sparte in allem. Nie wurde eine Dinnerinvitation angenommen, um sie nicht erwidern zu müssen. Die Vorräte wurden im Ausverkauf erworben. Meine Schwestern fertigten ihre Kleider selbst an, und über jedes Bändchen, zu fünfzehn Centimes das Meter, gab es lange Auseinandersetzungen. Wegen jedes verlorenen Knopfes und jeder zerrissenen Hose gab es fürchterliche Szenen.

Aber jeden Sonntag gingen wir im Sonntagsstaat an den Strand. Mein Vater trug einen schwarzen Rock, einen hohen Hut, Handschuhe und führte meine Mutter am Arme, die sich aufgetaelt hatte, wie ein Schiff am Festtage. Meine Schwestern, die immer zuerst fertig waren, warteten auf das Zeichen zum Ausbruch. Aber im letzten Augenblick ward stets ein Fleck auf dem schwarzen Rock des Hausherrn entdeckt, der schnell noch mit einem in Benzin getauchten Lappchen entfernt werden mußte.

Dann befielt mein Vater den Hut auf dem Kopfe und wartete in Dembsärmein, bis die Operation beendet worden, während meine Mutter möglichst eilig rief, wozu sie die Handschuhe ausgezogen,

um sie nicht zu verderben, und die Brille aufgesetzt, weil sie kurzichtig war.

Jederlich gingen wir davon, meine Schwestern Arm in Arm voraus. Sie waren im heiratsfähigen Alter und das mußte den Leuten gezeigt werden. Ich schritt an der linken Seite meiner Mutter, mein Vater rechts. Und ich erinnere mich des großartigen Aussehens meiner armen Eltern bei diesen Sonntagsparciersgängen. Ich sehe noch im Geiste ihre ersten Gesichter und ihr würdevolles Benehmen. Sie gingen kerngerade, mit steifen Schritten, als ob eine äußerst wichtige Angelegenheit von ihrer Haltung abhinge.

Und jeden Sonntag sagte mein Vater, wenn wir die großen Seeschiffe, die aus unbekanntem Ländern wiederkehrten, einlaufen sahen, die gleichen Worte: „Ach, wenn Julius mit so einem wiederkäme! Das wäre eine Überraschung!“

Onkel Julius, der Bruder meines Vaters, war die einzige Hoffnung der Familie, nachdem er einst ihr Schmerzenskind gewesen. In meinen Kinderjahren hatte ich von ihm sprechen hören und es war mir, als müßte ich ihn auf den ersten Blick wieder erkennen, so oft hatte ich mich mit ihm beschäftigt. Ich kannte alle Einzelheiten seines Daseins bis zum Tage seiner Abreise nach Amerika, obgleich man von dieser Zeit seines Lebens nur mit gedämpfter Stimme sprach.

Er hatte sich schlecht aufgeführt, das heißt, er hatte ziemlich viel Geld gebraucht und das ist für arme Leute ein großes Verbrechen. Ueberdies hatte er die Erbschaft angegriffen, auf die mein Vater ein Recht besaß, nachdem er vorher seinen eigenen Teil bis zum letzten Groschen verbraucht. Man hatte ihn, wie man das damals that, auf einem Handelschiff, das von Havre nach New-York fuhr, nach Amerika geschickt. Drüben fing Onkel Julius irgend ein Geschäft an und schrieb bald, er verdiene ein bißchen Geld und hoffe, das Unrecht das er einst meinem Vater angethan wieder gut machen zu können. Dieser Brief rührte die Familie tief. — Julius, der, wie man sagt, nicht einen Pfifferling wert war, wurde plötzlich

ein braver Kerl, ein Mensch, der eigentlich Herz hatte, ein richtiger Dabranche, tadellos wie alle Dabranches.

Ein Kapitän teilte uns noch dazu mit, daß er einen großen Laden gemietet hätte und ziemlich umfangreiche Geschäfte triebe.

Zwei Jahre später kam ein Brief, der lautete:

„Mein lieber Philipp!

Ich schreibe Dir, damit Du Dir über meine Gesundheit, die zufriedenstellend ist, nicht etwa Gedanken machst. Die Geschäfte gehen auch ganz gut. Morgen unternehme ich eine große Reise nach Südamerika. — Vielleicht wirst Du ein paar Jahre lang keine Nachrichten erhalten. Langstige Dich nur nicht, wenn ich nicht schreibe. Sobald ich ein gemachter Mann bin, komme ich wieder nach Havre, und ich hoffe, daß das nicht zu lange dauert und daß wir dann glücklich miteinander leben werden.“

Dieser Brief war das Evangelium der Familie geworden. Bei allen Gelegenheiten las man ihn wieder und zeigte ihn jedermann. In der That gab Onkel Julius sechs Jahre lang kein Lebenszeichen. Aber die Hoffnung meines Vaters stieg, je mehr Zeit verstrich und auch meine Mutter sagte häufig:

„Wenn der gute Julius erst da ist, wird sich unsere Vermögenslage schon ändern. Der hat's mal schlau angefangen.“

Und mein Vater wiederholte jeden Sonntag, wenn er am Horizont die mächtigen Dampfer auftauchen sah, die eine Rauchschlange am Himmel hinter sich ließen, seine ewige Redensart:

„O, wenn Julius mit so einem wiederkäme, das wäre eine Überraschung!“

Und man wartete beinahe darauf, wenn er erst mit dem Taschentuch winken würde und rufen: „Hurrah Philipp!“

Man hatte tausend Luftschlösser auf diese sichere Rückkehr gebaut, man wollte sogar vom Gelde des Onkels ein kleines Landhaus bei

Ingouville kaufen und ich will nicht behaupten, daß mein Vater nicht etwa schon Verhandlungen darüber angeknüpft hatte.

Die ältere meiner Schwestern war damals achtundzwanzig Jahre alt, die andere sechsundzwanzig. Sie hatten keine Aussicht, sich zu verheiraten und das schmerzte allen.

Endlich erschien ein Bewerber um die zweite, ein nicht gerade reicher, aber sehr ehrenwerter Beamter. Ich habe immer so die Idee gehabt, als ob der Brief von Onkel Julius, den man ihm eines Tages zeigte, seinen Zweifel ein Ende gemacht und den jungen Mann zu dem Entschluß getrieben hätte. Seine Werbung wurde sofort angenommen und man kam überein, daß die ganze Familie nach der Hochzeit eine kleine Reise nach Jersey machen sollte.

Jersey ist das Ideal eines Reiseziels für unbemittelte Leute. Es ist nicht weit; die Seefahrt wird mit einem Paketboot zurückgelegt und man befindet sich auf fremdem Boden, da das Land den Engländern gehört. Ein Franzose kann es sich also mit zweifelhafter Fahrt leisten, ein Nachbarvolk auf eigenem Boden zu beobachten und seine übrigens gräßlichen Sitten zu studieren, da auf dieser Insel die Flagge Großbritanniens weht, wie sich gewöhnliche Leute auszudrücken pflegen.

Mit dieser Reise nach Jersey beschäftigten wir uns fortwährend. Sie wurde unsere einzige Erwartung; wir träumten von nichts anderem. Endlich reisten wir ab. Ich sehe alles vor mir, als ob es erst gestern geschehen wäre: der große Dampfer, der rauchend am Quai von Granville lag, meinen Vater, wie er aufgeregt die Verladung unserer drei Gepäcksstücke überwachte, meine Mutter, die besorgt den Arm der ältesten unverheirateten Tochter genommen hatte und hinter uns die beiden Neuerwählten, die immer ein wenig zurückblieben, sodaß ich oft den Kopf nach ihnen wandte.

Wir waren an Bord. Die Schiffspeise könte. Das Schiff verließ den Quai und firebte ins Meer hinaus, das flach dalag wie ein Tisch von grünem Marmor. Wir sahen das Ufer schwinden und waren glücklich und stolz, wie alle, die nur selten einmal auf die Reise gehen.

Mein Vater stand da in seinem schwarzen Gehrock, von dem man noch am Morgen sorgfältig alle Flecke entfernt, und strömte den Benzingeruch aus, wie an den Ausgehtragen, woran ich sofort den Sonntag erkannte.

Plötzlich gewahrte er zwei elegante Damen, denen zwei Herren Aустern anboten. Ein alter zerlumpter Matrose öffnete die Schalen mit einem Messer, reichte sie den Herren, die sie dann den Damen weitergaben. Sie aßen sehr vorsichtig und fasten die Muscheln mit einem feinen Taschentuche an, während sie den Mund vorschoben, um auf ihre Kleider keine

Flecken zu machen. Dann tranken sie das Wasser in der Muschel mit einer plötzlichen Bewegung aus und warfen die Schalen ins Meer. Meinem Vater gefiel ohne Zweifel diese vornehme Art, während der Fahrt auf dem Schiffe Aустern zu essen. Er fand das sehr fein, sehr außergewöhnlich und trat zu meiner Mutter und meinen Schwestern mit der Frage:

„Soll ich Euch ein paar Aустern geben lassen?“

Meine Mutter zögerte wegen der Ausgabe. Aber meine beiden Schwestern nahmen sofort an. Und meine Mutter sagte ärgerlich: „Ich fürchte, Magenschmerzen zu bekommen. Du brauchst bloß den Kindern welche zu geben, aber nicht zu viel, daß sie nicht krank werden.“ Dann drehte sie sich zu mir herum und fügte



Großmütterchens Kirchgang. (Text S. 158)



— Großes Ereignis. (Zeit. 5. 188.) —

hingzu: „Josef braucht keine. Man muß solche Bengels nicht verwöhnen.“

Ich blieb also neben meiner Mutter stehen und fand diese Unterscheidung sehr ungerecht. Ich folgte mit dem Auge meinem Vater, der seine beiden Töchter und seinen Schwiegersohn zu dem alten zerlumpten Matrosen führte.

Die beiden Damen waren eben davongegangen, und mein Vater erklärte meinen Schwestern, wie man es anfangen müsse, zu essen, ohne daß die Lustern tropften. Er selbst wollte ihnen die Sache zeigen und nahm eine Lustern. Beim Versuche, es so zu machen, wie die Damen, goß er den ganzen Inhalt der Schale auf seinen Rock, und ich hörte, wie meine Mutter brummte: „Hätt' er's doch lieber bleiben lassen!“

Aber mit einem Male schien über meinen Vater eine gewisse Unruhe gekommen zu sein, er trat ein paar Schritte zurück und sah starr seine Familie an, die um den Mann herumstand, der die Lustern öffnete.

Dann ging er auf uns zu. Mir war es, als ob er erbläute und seine Augen einen sonderbaren Ausdruck annahm. Halb laut sagte er zu meiner Mutter:

„Es ist wirklich lächerlich, wie der Mann da, der die Lustern aufmacht, Julius ähnlich sieht.“

Meine Mutter fragte erstaunt: „Welchem Julius?“

Mein Vater antwortete: „Nun, meinem Bruder. Wenn ich nicht wüßte, daß es ihm gut ginge drüben in Amerika, würde ich beinahe denken, er wäre es.“

Meine Mutter stammelte erschrocken: „Bist du verrückt? Wenn du weißt, daß er's nicht ist, wozu dann der Anstimm!“

Aber mein Vater blieb dabei: „Sieh ihn dir doch einmal an, Clarisse! Es ist mir lieber, du überzeugst dich selbst.“

Sie stand auf und ging zu ihren Töchtern. Auch ich besah mir den Mann. Er war alt, schmutzig, runzlig und verwandte seinen Blick von seiner Beschäftigung.

Meine Mutter kehrte zurück. Ich sah, wie sie zitterte, und sie sagte schnell:

„Ich glaube, er ist's. Geh' doch mal zum Kapitän und frage ihn. Aber sei nur um Gottes willen vorsichtig, daß der Taugenichts uns nicht wieder auf der Tasche liegt.“

Mein Vater ging, und ich folgte ihm. Ich war ganz seltsam bewegt. Der Kapitän, ein großer, hagerer Mann mit langem Backenbart, schritt mit so wichtiger Miene auf der Kommandobrücke hin und her, als befehligte er einen Ostindienfahrer.

Mein Vater redete ihn feierlich an, indem er ihn über seinen Beruf befragte und ein paar Schmeicheleien dabei sagte. Er wollte etwas über die Bedeutung von Jersey wissen, über seine Produkte, seine Bevölkerung, die dort herrschenden Sitten und Gewohnheiten und so weiter. Es war, als ob es sich mindestens um die Vereinigten Staaten von Nordamerika handelte. Dann sprach man über das Schiff, den „Eypreß“. Darauf von seiner Bemannung. Und endlich sagte mein Vater mit etwas unsicherer Stimme:

„Sie haben da einen alten Mann an Bord, der die Lustern aufmacht. Der scheint mir ganz interessant zu sein, wissen Sie was Näheres über den guten Mann?“

Der Kapitän, den diese Unterhaltung allmählich anfang zu langweilen, antwortete trocken:

„Das ist ein alter französischer Vagabund, den ich voriges Jahr in Amerika aufgelesen und wieder hergebracht habe. Ich glaube er hat Verwandte in Havre. Aber er will nicht zu ihnen zurück, weil er ihnen Geld schuldig ist. Er heißt Julius Darmache oder Dorvanche, kurzum, irgend so etwas Ähnliches. Er scheint dort

drüben mal reich gewesen zu sein, aber wie Sie sehen, ist er jetzt ganz 'runter gekommen.“

Mein Vater war aschfahl geworden und stammelte mit heiserer Stimme, scheu um sich blickend:

„So, so, sehr schön, sehr schön. Das wundert mich weiter nicht.“ Ich danke Ihnen vielmals, Herr Kapitän.“

Und er ging davon, während ihm der Seemann ganz erstaunt nachsah. Mein Vater kam so erschrocken zu meiner Mutter zurück, daß sie ihm entgegenrief:

„Seh' Dich, sonst merkt man noch, was los ist.“

Er ließ sich auf die Bank fallen und stammelte:

„Er ist es, er ist es.“ — Dann fragte er: „Was sollen wir thun?“

Und sie antwortete lebhaft: „Wir müssen die Kinder fortbringen. Da Josef alles weiß, mag er sie herholen. Vor allem darf unser Schwiegersohn nichts davon merken.“

Und indem sie plötzlich wütend ward, fügte sie hinzu: „Ich habe mir's doch immer gedacht, daß der Dieb nichts thäte und uns noch mal zur Last fallen würde! Als ob man von einem Davranché was Gutes erwarten könnte!“

Und mein Vater fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie er es bei den Vorwürfen seiner Frau zu thun pflegte.

Sie fügte hinzu: „Gieb Josef Geld, damit er gleich die Lustern bezahlt. Es fehlt bloß noch, daß der Bettler uns erkennt, das würde einen neuen Skandal auf dem Schiffe geben. Wir wollen auf die andere Seite gehen.“

Sie standen auf und gingen, nachdem ich ein Fünffrankenstück bekommen hatte. Meine Schwestern warteten erstaunt auf den Vater. Ich versicherte, daß Mama ein wenig sekrank geworden sei, und fragte den Austeröffner:

„Was sind wir Ihnen schuldig?“ — Ich hatte Angst, hinzuzufügen: „Leber Onkel.“

Er antwortete: „Zwei Franken fünfzig Centimes.“

Ich reichte ihm mein Fünffrankenstück und er gab mir das übrige Geld heraus. Dabei sah ich seine runzlige Matrosenhand an und sein Gesicht, ein altes, elend dreinschauendes, trauriges, müdes Antlitz. Und ich sagte mir dabei: das ist also mein Onkel, der Bruder von Papa. Ich gab ihm zehn Sous Trinkgeld.

Er dankte: „Gott segne es Ihnen, junger Herr.“

Der Ton eines Armen klang daraus, der ein Almosen empfängt; er muß wohl da drüben gebettelt haben. Als ich die beiden Franken meinem Vater wiedergab, fragte meine Mutter:

„Sie haben drei gelostet? Das ist doch nicht möglich.“

Und ich antwortete mit fester Stimme: „Ich habe fünfzig Centimes Trinkgeld gegeben.“

Meine Mutter fuhr auf und blickte mich an: „Du bist wohl verrückt, fünfzig Centimes diesem Menschen, solch einem Lumpen!“

Mein Vater sah sie bedeutungsvoll an mit einem Seitenblick auf seinen Schwiegersohn, sodaß sie den Satz abbrach. Dann schwiegen alle. Vor uns schien ein violetter Schatten aus dem Meere zu steigen. Es war Jersey. Als wir uns dem Hafen näherten, empfand ich das dringende Bedürfnis, noch einmal Onkel Julius zu sehen, mich ihm zu nähern und ihm irgend etwas Liebes zum Troste zu sagen.

Aber da niemand mehr Lustern aß, war er verschwunden. Der Unglücksmensch mochte wohl in den sinkenden Schiffsraum, wo er wohnte, hinabgestiegen sein. —

Ich habe den Bruder meines Vaters nie wieder erblickt, und sieht du, deshalb gebe ich wohl ab und zu einmal einem Vagabunden ein Fünffrankenstück.

Zu unseren Bildern.

Zwei Gauner. (Bild S. 153.) Wer von den beiden auf unserem Bilde dargestellten Gaunern der größere ist, ob der gesiedete oder der vierbeinige, sei dahingestellt. Jedemals wird der Eine dem Andern nicht viel nehmen und in der Lusternheit nach Eiern sind Beide gleich. Die arme Rebhühner, welche Mühe hat sie sich gegeben ihr Nest voll Eier zu bekommen und da sie nun schon mitten im Brutgeschäft begriffen war und nur mal auf kurze Zeit ihr Nest verlassen, wird in unverdächtigster Weise daselbst geplündert. Die Krähle sowohl wie das kleine Wiesel stehen bei dem Landmann in gutem Ruf, weil sich das letztere durch Mäusefang, erstere durch Vertilgen von Insekten z. B. etwas nützlich macht. Doch der geringe Nutzen, welchen die Beiden gewähren, wird zehnfach durch den Schaden aufgewogen, den sie im Felde durch Nestraub und sonstige Frevelthaten anrichten.

Großes Ereignis. (Illustration S. 157.) Es ist geschehen, — die stets undankbare Welt ist mit einem neuen Bürger beschenkt worden, und dort steht er, zwar noch etwas schwach auf den Beinen, aber desto kräftiger an

Stimme. Neugierig nach die Schaar der Zeitgenossen, ihn angustauen, — ein geborner Redner hat bereits in Einmangelung einer anderen Rednerbühne den kräftigen Rücken der Mutter bestiegen und verflücht das wichtige Ereignis in weiblichallendenden Rücken- und großen Publikum. Die Mutter, für gewöhnlich keine Spießverderberin, muß diesmal der vordringenden Neugier ernstlich Einhalt thun; denn der junge Weltbürger vermag augenblicklich selbst einen gutgemeinten Ruff noch nicht zu vertragen, und den jungen, kräftigen Schwabbeln ist nicht ohne weiteres zu trauen. Vorn und hinten unter dem schließenden Federdach der Mama liegen das jüngste Väterchen und Schwesterchen hervor, allidlicherweise geht sie die Gewichte noch nichts an.

Großmütterchen's Kirchengang. (Bild S. 156.) Wenn am Sonntag die Gloden die Anrüdigen zur Kirche rufen, da läßt es auch dem blinden Großmütterchen nicht Müde. Liebevoll von der Enkelin geleitet, lenkt sie ihre Schritte zum Gotteshaus, um hier Trost in den Worten des Predigers zu finden.

Dezier-Bild.



Wo ist denn der Gärtner? —

Geistes aus der Schule. Lehrer: „Sieb acht, Karlchen: wenn beim Mittagessen drei Kirichen auf dem Tische wären und deine Schwester eine davon essen würde, wieviel würden übrig bleiben?“ — Karlchen: „Wieviel Schwestern?“ — Lehrer: „Nein. Sei aufmerksam! Wenn auf dem Tische drei Kirichen wären und deine Schwester eine davon essen würde, wieviel Kirichen würden übrig bleiben?“ — Karlchen: „Aber das ist doch unmöglich, Herr Lehrer. . . . Jetzt giebt es keine Kirichen!“ — Lehrer: „Wir nehmen aber an, daß es Kirichen giebt. Also weiter.“ — Karlchen: „Es sind also eingelegte Kirichen?“ — Lehrer: „Nein!“ — Karlchen: „Getrocknete Kirichen?“ — Lehrer: „Nein. Ich habe dir bereits gesagt, daß wir nur annehmen wollen, daß drei Kirichen auf dem Tische sind.“ — Karlchen: „Wir nehmen sie also an!“ — Lehrer: „Schön, nun kommt deine Schwester, ist eine Kiriche und entfernt sich.“ — Karlchen: „Nein, meine Schwester entfernt sich nicht bevor sie alle aufgegessen hat.“ — Lehrer: „Sei doch vernünftiger, Karlchen.“ — Karlchen: „Ja, ja, Herr Lehrer, Sie können meine Schwester nicht.“ — Lehrer: „Nehmen wir an, daß dein Papa dabei ist und ihr verbietet, die anderen beiden zu essen.“ — Karlchen: „Papa ist in Frankfurt und kommt erst Montag zurück.“ — Lehrer (schon wiederholend): „Nah, nah, Karlchen, ich werde die Frage noch einmal wiederholen, und wenn du nicht acht giebst, stelle ich dich in die Ecke. Wenn auf dem Tische drei Kirichen wären und deine Schwester eine davon essen würde, wie viel Kirichen würden auf dem Tische bleiben?“ — Karlchen (mit dem Brusten der Überzeugung): „Keine.“ — Lehrer: „Und weshalb keine?“ — Karlchen: „Weil ich selbst sofort die anderen aufessen würde.“ — Lehrer: „Uff! (Bruch erschöpft zusammen).“

Verknäpft. Chef (zum stellesuchenden Commis): „Sie erhalten also 50 Mark monatlich und freie Station; genügt Ihnen das?“ — Commis: „Um . . . wenn das Essen ausreichend ist?“ — Chef: „Darauf können Sie sich verlassen, meine Frau kocht selbst, und da bekommen Sie meist meine Portionen auch noch.“

Gut erklärt. Schulsinspektor: „Nun, Jungens, wer kann mir sagen, was man unter „Staub“ zu verstehen hat.“ — Schüler: „Bitte, Herr Inspektor, Staub ist Schmutz? aus — aus dem der Saft herausgepreßt ist.“

Naturkunde schwach. — „Entsetzlich, diese vielen Mücken! Man wird ganz zu Schanden gepiekt.“ — „Ach, das ist doch jämmerlich. Aber in Afrika, wo mein Sohn bei der Schutztruppe steht, da soll er noch viel schlimmere Viehtier leben, die kleinen Cestinos.“ — „Was? Sie meinen wohl Mosquitos?“ — „Na ja, so ähnlich heissen sie.“

Guter Vorwand. Wirt (zur Köchin): „Die Kellner haben schon ganz ermüdete Arme, geben Sie keine so großen Portionen!“

Abhilfe. Mieter: „Hören Sie mal, Madam, mit solchem kleinen Handluch kann ich mich aber nicht abrechnen.“ — Wirtin: „Na, es ist gut, ich werde dem Mädchen sagen, sie soll Ihnen weniger Wasser bringen!“

Brauchbar. Freund: „Dein neuer Gehilfe ist wohl recht tüchtig?“ — Weinbändler: „Freilich; dem gelingen die ältesten Abgänge.“

Auch ein Trost. Herr (zum Kellner, am Bahnhof): „Jetzt habe ich, da ich solange auf Essen warten mußte, den Zug veräumt!“ — Kellner: „Nun können Sie es wenigstens in Ruhe essen!“

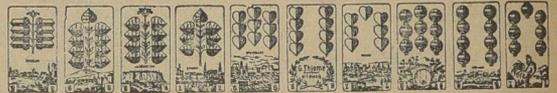
Angstlich. Herr: „Ach hier ist so eine reizende Stelle, hier geben Sie mir einen Kuß!“ — Fräulein: „Es wird doch kein Amateurphotograph in der Nähe sein?“

Unverzeßlich. Prok: „Das Porträt meiner Frau gefällt mir sehr gut, aber das Wichtigste haben Sie vergessen.“ — Maler: „Ja — was denn?“ — Prok: „Ihre Brillantohrringe!“

Skatelaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K: König; D Dame, Ober; B Bube, Biesel, Unter; V M H die drei Spieler).
a8; 99, 8, 7; c9, 8, 7; d9, 8, 7.

Deutsch.



Französisch.



wird aufgedeckter Null in Mittelhand mit dem 8. Stich gefangen. Wie müssen die Karten sitzen, daß der Null nicht eher fallen kann?

Räselprung.

hat	be	teil	ver		
freund	ein	welt	wohl	dent	von
ne	sonn	er	thr	die	damm
sind	o	flammt	auch	recht	wir
eint	geß	der	sel	mir	tren
ber	eins	ber	stet		

Kapitelräsel.

In nachstehenden Wörtern sind der Reihe nach die Silben eines bekannten Sprichwortes versteckt, wie die Silben na in Raabe oder Nacht.

Verzweiflung, Grossmut, Nebelhorn, Versteigerung, Kanonen, Mahdlisten, Korallen, Vernichtung, Gutsbesitzer.

Silbenräsel.

a, as, be, ber, bet, ca, oh, dad, den, di, dot, e, e, e, er, fa, fu, gol, gli, gott, grod, ha, hal, i, ke, lac, li, ma, meln, ni, nor, now, o, ra, ran, re, ri, ri, ris, ros, sau, schub, ser, si, stoff, sucht, ti, tri, tu, ü, u, vail, ve, was.

Aus vorstehenden 56 Silben sind 22 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. Krankheit. 2. Tier aus der Ordnung der Insektenresser. 3. vielgeehrtes Genüß. 4. Flußmündung am Ostseestrande. 5. Vorkentner. 6. weiblicher Vornamen. 7. westindische Insel. 8. chemischer Stoff. 9. König von Memphis, Erbauer einer Pyramide. 10. modernes Gesellschaftspiel. 11. Prophet des alten Testaments. 12. Musikinstrument. 13. Fußbekleidung. 14. geschichtlich bekannter Königsförderer. 15. Stadt auf Sardinen. 16. Stadt in Hannover. 17. Land in Ähen. 18. griechischer Gott. 19. Stadt an der Nordsee. 20. russisches Gouvernement. 21. altägyptische Gottheit. 22. Titel einer Schillerischen Dichtung. — Sind die richtigen Wörter gefunden und in vorstehender Reihenfolge unter einander gesetzt, so ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben im Zusammenhang einen zum geflügelten Worte gewordenen Ausspruch Bismarcks.

Auflösungen der Räsel aus voriger Nummer.

Skatelaufgabe.

Kartenverteilung:

B a8; bA, K, 9, 8, 7; cK, D, 9, 8.
M. a, b, c, dB: aA, 10, K; b10, D; dA.
H. a7; d10, K, D, 9, 8, 7; cA, 10, 7.
Stat: aD, 9.

Spiel:

1. B. bA bD cA (—25). 2. B. bK, b10, a7 (—14).
3. H. d10, a8, dA (—21). Damit haben die Gegner bereits 60.

Kreuzräsel.

S F M
S c h w e s t e r
F r i e d r i c h
M o s r o s e n
t i s
e c e
r h n

Umstellräsel.

Sache, Ache, Ache.

Räsel.

Redier.

(Der Nachdruck unserer Original-Aufgaben ist verboten.)

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schletter's Erben, Leipzig, Auf-
Beratung. Redakteur: Paul Schletter, Leipzig.

